

Andreas Dornheim

Kriegsfreiwilliger, aber Annexionsgegner: Alois Fürst zu Löwenstein-Wertheim-Rosenberg und seine „Kriegsbriefe“

Alois Fürst zu Löwenstein-Wertheim-Rosenberg zeigte bis 1914 gerade nicht jenen Lebensstil, den man gemeinhin mit preußischem Militarismus plakativ umschreibt. Welche Einstellungen zum Krieg entwickelte dieses Mitglied des süddeutschen Hochadels, von dem aufgrund seiner Familientradition und Biographie keine kritiklose Kriegsbegeisterung zu erwarten war?

Löwenstein wurde 1871 geboren und stammte aus einer jener 1806 mediatisierten Familien, die Heinz Gollwitzer zu den eigentlichen Standesherrn zählt. Diese Familien standen in scharfer Gegnerschaft zu den Rheinbundstaaten, deren Handlungsweise sie als rechtsverletzend, gewalttätig und unmoralisch ansahen. Die staatskritisch-konservative Einstellung dieser Familien wurde in Württemberg, das als „Purgatorium“ der Standesherrn galt,¹ in den Fällen verstärkt, in denen der konfessionelle Gegensatz zum Herrscherhaus dazukam. Und die Familie Löwenstein-Wertheim-Rosenberg war katholisch, wie sie katholischer kaum sein konnte: Der Großvater des Fürsten Alois, Erbprinz Konstantin (er starb, bevor er Chef des Hauses wurde), gilt als Gründer jener „Traditionslinie des Fürstenhauses Löwenstein, die auf politisch konservativen Grundlagen stehend, die Wiederherstellung und Festigung katholischen Lebens in Deutschland zum Ziel“ hatte.² Der Vater, Karl, wurde zu einem Führer des politischen Katholizismus und der katholischen Laienbewegung in Deutschland. Alois wurde seit 1885 in der „Stella matutina“, dem Jesuitenkolleg in Feldkirch, unterrichtet und studierte seit 1890 an der katholischen Universität Freiburg in der Schweiz, wo er 1895 in Jura promovierte. Mit 27 Jahren wurde er 1898 zum Vizepräsidenten des Deutschen Katholikentages gewählt, seit 1907 saß er als Abgeordneter der

¹ Heinz Gollwitzer: Die Standesherrn. Die politische und gesellschaftliche Stellung der Mediatisierten 1815-1918. Ein Beitrag zur deutschen Sozialgeschichte, 2. Auflage, Göttingen 1964, 39 und 54. Im Fall Löwenstein-Wertheim-Rosenberg erfolgte die Mediatisierung 1806 durch vier Staaten, nämlich durch Baden, Bayern, Hessen-Darmstadt und Württemberg. Der standesherrliche Status in Württemberg war umstritten, da auf der Herrschaft Löwenstein nie eine Reichs- oder Kreistagsstimme geruht hatte. Durch Königliche Entschliebung vom 3. Mai 1817 wurde festgelegt, daß die ehemalige Grafschaft Löwenstein wie eine Standesherrschaft zu behandeln sei. Siehe Andreas Dornheim: Adel in der bürgerlich-industrialisierten Gesellschaft. Eine sozialwissenschaftlich-historische Fallstudie über die Familie Waldburg-Zeil, Frankfurt a. M. u.a. 1993, 607.

² So Alfred Friese in seiner Kurzbiographie über Karl Fürst zu Löwenstein-Wertheim-Rosenberg, in: Lebensläufe aus Franken, Bd. 6 (1960), 382-394, hier 383.

Zentrumspartei im Reichstag. Die Standesherrschaft übernahm er 1908, nachdem sich sein Vater im Alter von 74 Jahren entschlossen hatte, Dominikanermönch zu werden.³ In Kleinheubach, dem Hauptwohnsitz der Familie, führte man „ein großes Haus“ mit 26 „Dienerschaften“, besaß jedoch zur Zeit des Fürsten Karl keinen einzigen bequemen Sessel, vielmehr saß man in den Wohnzimmern „wie im Kloster“.⁴ Von den neun Kindern des Fürsten Alois schlossen sich vier einem geistlichen Orden an.⁵

1. „Ich bin jetzt recht traurig, nie gedient zu haben“

Bei Beginn des Ersten Weltkriegs meldete sich der in militärischen Dingen völlig unerfahrene Alois Löwenstein beim „Kgl. bayrischen Freiwilligen Automobil-Korps München“, „mangels der Möglichkeit einer kriegerischen Betätigung“, wie er an den Rektor des Feldkircher Jesuitenkollegs schrieb.⁶ Er wäre „nach Aussage militärischer Freunde als neuzubackender Offizier nicht zu gebrauchen gewesen“, wolle aber doch einen „kleinen Anteil“ haben am „Lebensopfer der Nation“.⁷ Das heißt: Er stellte sich selbst, sein Auto, einen 16/45 Mercedes, und seinen Chauffeur, A. Wirl,⁸ der zum österreichischen Landsturm einberufen, aber als zu alt zurückgeschickt worden war, der bayrischen Armee zur Verfügung. Gleichzeitig richtete er im Schloß in Kleinheubach ein „Lazarett für 10 verwundete Offiziere und 20 verwundete Mann“ ein und übernahm die „Kosten der Verpflegung, für den Chefarzt (und einen Assistenzarzt), für die Pflegerinnen und für das Verbandszeug und sonstiges Material“. An der Pflege der Kranken beteiligte sich auch seine Frau, Fürstin Josephine.⁹

³ Alfred Friese: Alois Fürst zu Löwenstein-Wertheim-Rosenberg, in: Lebensläufe aus Franken, Bd. 6 (1960), 365-381. Vgl. auch die Kurzbiographien beider Fürsten in der Neuen Deutschen Biographie, Bd. 15, 99 f. Siehe zudem Karl Buchheim: Ultramontanismus und Demokratie. Der Weg der deutschen Katholiken im 19. Jahrhundert, München 1963, 15 f., 186 f., 255, 475, 512 f. und passim.

⁴ Mein Großvater Karl Heinrich Fürst zu Löwenstein-Wertheim-Rosenberg. Berichte und Erinnerungen der Gräfin Sophie zu Eltz geb. Prinzessin zu Löwenstein-Wertheim-Rosenberg, o.J., um 1950. (Staatsarchiv Wertheim, Abt. Fürstlich Löwenstein-Wertheim-Rosenbergsches Archiv, StAWt-R, Lit. D, Nr. 811). Der Verfasser dankt dem Leiter des Staatsarchivs Wertheim, Herrn Dr. Volker Rödel, für seine Unterstützung. Auch den Herren Dr. Friedrich Oswald (ehemals Fürstlich-Leiningsches Archiv) und Dr. Otto H. Becker (Staatsarchiv Sigmaringen) sowie der Fürstlich Hohenzollerschen Hofkammer sei an dieser Stelle gedankt.

⁵ Vgl. Genealogisches Handbuch des Adels, Bd. 1 (1951), 274.

⁶ Brief, 6.8.1914 (StAWt-R, Lit. D, Nr. 761 c 13).

⁷ Kriegsbrief [Original] an das Jesuitenkolleg in Feldkirch vom 11.12.1914 (StAWt-R, Lit. D, Nr. 761 d, Die Kriegsbriefe des Fürsten Alois zu Löwenstein-Wertheim-Rosenberg 1914-1918; im folgenden ohne Signaturangabe des Archivs zit. als „Kriegsbrief[e]“).

⁸ Geb. am 6.5.1873. Vgl. Brief, 5.8.1914 (StAWt-R, Lit. D, Nr. 761 c 13).

⁹ Briefe an das Rote Kreuz in München und an den als Chefarzt vorgesehenen Leibarzt des Fürsten, Dr. Winsauer, 5.8.1914 (StAWt-R, Lit D, Nr. 761 c 13).



18 Alois Fürst zu Löwenstein-Wertheim-Rosenberg. Zeichnung von Hans von Hayek. Lille 1914

Da für den Fürsten zunächst noch Uniformen geschneidert werden mußten, konnte er seinen Dienst erst Mitte August antreten. Alois Löwenstein wurde zum Fahrdienst eingeteilt, und er schrieb an seinen 71jährigen ehemaligen Erzieher Friedrich Freiherr von Schierstädt, der zu diesem Zeitpunkt Generalbevollmächtigter für die fürstlichen Domänen in Böhmen war:

„Ich bin auch etwas enttäuscht über meinen Dienst. Ich hatte mir erwartet, selbständig verwendet zu werden, Meldungen aus der Gefechtslinie holen zu dürfen, & Befehle dahin zu überbringen. Nun komme ich in die eigentliche Gefechtslinie überhaupt nicht [,] & und wenn ich irgendwo hingeschickt werde, fährt ein Offizier mit, & ich bin nur Chauffeur. Aber ich habe mich damit abgefunden, bin dankbar, überhaupt dabei sein zu dürfen, & den bescheidenen Dienst zu tun, für den man mich brauchen kann. Ich bin jetzt recht traurig, nie gedient zu haben.“¹⁰

¹⁰ Kriegsbrief, 12.9.1914.

Fürst Löwenstein wurde zunächst dem Stab des Kronprinzen Rupprecht von Bayern zugeteilt.¹¹ Weil er den Dienst als öd und langweilig empfand, bemühte er sich um eine andere Verwendung und wurde im Januar 1915 „Lehrbub“ bei einem Nachrichtenoffizier.¹² Wenige Tage später wurde er zum Leutnant à la suite ernannt, und im Februar 1915 trat er die Nachfolge von Major Denk als Hilfsnachrichtenoffizier beim Generalkommando des 2. bayrischen Armeecorps an.¹³ Er hatte in dieser Funktion die Aufgabe, englische Gefangene und spionageverdächtige Zivilisten zu verhören, feindliche Stellungen in Karten einzuzichnen sowie Exzerpte aus erbeuteten Tagebüchern zu erstellen. Dabei wurde deutlich, daß ihm die Befragung von Offizieren, die zur englischen Oberschicht gehörten, unangenehm war.¹⁴ Im November 1915 stieg er zum Rittmeister à la suite auf.

Die neue Stelle besaß eine größere Reputation, und in diesem Zusammenhang ist eine antijüdische Äußerung des bayerischen Königs Ludwig III. erwähnenswert. Als der König im Januar 1916 Lille besuchte, schrieb Löwenstein nach Hause:

„Mir sagte der König vor dem Weggehen. ‚Es ist doch besser, dass Sie hier sind wie bei der Judengesellschaft. Sie kennen doch den Witz? [?] Und da ich verneinte, rief er Papus heran, der ihn erzählen musste: [„]Ein Herr erzählt: ich [bin] heute zwei Männer[n] begegnet, der eine war vom Automobilkorps, der andere war auch ein Jude.“¹⁵

Fürst Löwenstein blieb (mit Ausnahme eines kurzen Intermezzos Ende 1917 in Italien) bis zum Herbst 1918 an der Westfront und arbeitete zuletzt als Nachrichtenoffizier bei der Obersten Heeresleitung. Er schrieb in dieser Zeit über 1.000 „Kriegsbriefe“ an seine Frau und Kinder, die als Abschriften erhalten sind und später im Archiv des Grafen Tattenbach in München gefunden wurden.¹⁶ Die Abschriften dieser Briefe sind offenkundig Fragmente, da sie in der Regel keine Anrede und keinen Schluß enthalten. Deshalb sind an dieser Stelle zunächst zwei quellenkritische Fragen zu stellen: Welchen Wert haben diese Briefe

¹¹ Siehe auch Rupprecht von Bayern: Mein Kriegstagebuch. Hg. von E. von Frauenholz, Bd. 1, München 1929, 41.

¹² Kriegsbrief an seine Tochter Agnes, 19.1.1915.

¹³ Kriegsbriefe, 21.1. und 10.2.1915. Vgl. auch Friese, 373.

¹⁴ Vgl. Kriegsbrief, 21.1.1915. Vgl. die Interpretation von Buchheim in der „Materialsammlung Karl Buchheim über Alois Fürst zu Löwenstein-Wertheim-Rosenberg“ (StAWt-R, Lit. D, Nr. 761 II d-g. Diese „Materialsammlung“ besteht aus Auszügen und Zusammenfassungen der Kriegsbriefe und gelegentlichen Interpretationen).

¹⁵ Kriegsbrief, 14.1.1916.

¹⁶ Die Originale der Kriegsbriefe sind bis auf einige wenige Ausnahmen nicht erhalten. Die Abschriften setzen mit dem 11. Kriegsbrief, 8.9.1914 ein, der letzte überlieferte ist der 1.066. vom 30.9.1918. Es existieren kleinere Lücken (beispielsweise für die Zeit von Mitte Februar bis Ende März 1915), die zum Teil dadurch zu erklären sind, daß Löwenstein sein Reichstagsmandat behielt und während der Sitzungsperioden in Berlin weilte, zum Teil auf einen Aktenverlust zurückzuführen sind.

für die historische Forschung, und wie sind sie in das Tattenbachsche Archiv gelangt?

Beginnen wir mit der zweiten Frage. Alois Fürst Löwenstein hatte sich 1898 mit Josephine Gräfin Kinsky von Wchinitz und Tettau¹⁷ vermählt, die als außerordentlich schön, anmutig und tatkräftig beschrieben wird. Sie ließ die Kriegsbriefe ihres Mannes abschreiben, vervielfältigen und versah sie mit (noch erhaltenen) handschriftlichen Zusätzen, die sie mit ihrem Kürzel „Osy“ – wohl eine Verkürzung der Namen Josephine Kinsky – unterschrieb. Allzu Familiäres – vor allem am Anfang und Ende der Briefe – wurde weggelassen. Die so „gereinigten“ Briefe gingen an Verwandte und gute Bekannte. Der Sinn dieses Unternehmens war, Familienangehörige und Freunde, die nicht über Kriegsnachrichten aus erster Hand verfügten, über das Geschehen zu informieren. Da Alois Löwenstein nicht direkt an der Front eingesetzt wurde, hatte er im Gegensatz zu anderen Kriegsteilnehmern die Möglichkeit, diese umfangreiche Korrespondenz zu führen. Fürst Löwenstein erwähnte in seinen Briefen immer wieder Adelige, die er getroffen hatte, so daß diese Briefe auch den Zweck erfüllten, Nachrichten über den Gesundheitszustand von Angehörigen des süddeutschen Adels weiterzugeben. So finden sich in diesen Briefen immer wieder Passagen wie die folgenden:

„Jetzt will ich gehen, Otto Lerchenfeld besuchen, der mit einer Art Ruhr hier liegt. Er ist der Majoratsherr, Neffe des Gesandten, und Schwager von Joseph Arco. Er wurde gestern hertransportiert.“¹⁸ „Mittags kam die Nachricht [,] dass Otto Quadt hier mit Ruhr liegt. Ich bin in das Lazarett hinaus gefahren. Es ist nicht so schlimm [,] scheint mir.“¹⁹ „Habe heute Gottfried Tattenbach²⁰ [&] Otto Quadt gesehen, die nach Douai kamen, beide sehr wohl.“²¹

Auf dem Weg dieser vervielfältigten Kriegsbriefe des Fürsten Alois Löwenstein wurde zwischen einigen Adelsfamilien ein Informations- und Kommunikationsnetz aufgebaut. Der historische Wert der „Kriegsbriefe“ liegt nicht in der präzisen Beschreibung von Kampfhandlungen und Truppenbewegungen, sondern darin, daß wir einen detaillierten Einblick in das Selbstverständnis und die Einstellung eines süddeutschen Hochadeligen erhalten.

¹⁷ Geb. am 23.8.1874 in Adlerkosteletz, gest. am 23.4.1946 in Schloß Zeil. Vgl. Genealogisches Handbuch des Adels, Bd. 1 (1951), 274.

¹⁸ Kriegsbrief, 8.9.1914.

¹⁹ Kriegsbrief, 14.9.1914.

²⁰ Gottfried Graf von Tattenbach, geb. München 8.11.1875, gest. das. 21.7.1961; verheiratet 10.6.1903 mit Maria Gräfin von Quadt zu Wykradt und Isny, geb. Isny 21.12.1883, gest. München 26.1.1925. Der enge Kontakt Löwenstein-Tattenbach war u.a. auf die Ehefrauen zurückzuführen. Vgl. die handschriftlichen Zusätze auf den Kriegsbriefen von Osy Löwenstein an „Mai“ Gräfin Tattenbach. Zu den biographischen Angaben siehe Genealogisches Handbuch des in Bayern immatrikulierten Adels, Bd. 7 (1961), 111.

²¹ Kriegsbrief, 17.10.1914.

2. Kriegsgreuel und Löwensteins Verhältnis zu Bayern und Preußen

Die Greuel des Krieges, die man in offiziellen Darstellungen oftmals vergeblich sucht, werden von Alois Fürst Löwenstein genau und intensiv geschildert. So schrieb er über seine Eindrücke an einer Gefechtsstelle der 4. Division:

„Die Franzosen befestigen fast jedes Dorf & so muß Dorf um Dorf in erbittertem Kampf genommen werden. Erst wenn kein Stein mehr auf dem anderen steht & Alles in Flammen steht, kann es von der Infanterie gestürmt werden. Die armen Bewohner! Ich denke mir immer wieder, Gott sei Dank, dass der Krieg nicht in unserem Land ist. ... In den Strassengräben am Gehöft & besonders bei ein paar Strohhaufen neben der Strasse lagen todte & verwundete Franzosen in Haufen von zwanzig bis dreissig neben[-] & übereinander. Sie waren, nachdem sie von unserem Feuer verwundet waren, teilweise durch das eigene Artillerief Feuer im Lauf der späteren Stunden noch zusammengeschossen worden. Aus den Todten mach ich mir nichts mehr, der Anblick ist nicht schön, aber sie spüren nicht mehr. Aber die armen Verwundeten. In einem Haufen von Todten lagen drei verwundete Franzosen. Dem einen waren beide Beine zerschmettert, dem ander[n] der Bauch aufgerissen [worden], ein dritter hatte versucht[,] sich selbst zu erschiessen[,] bis ihm einer unserer Leute den Revolver wegnahm. Er hatte sich, um den Schmerzen zu entgehen, zweimal in den Kopf geschossen, aber ungeschickt, etwas zu hoch, die Schädeldecke war oben wie abgehoben[,] und er jammerte zum Herzerweichen. Einer lag schon wie todt, zuckte aber noch mit einem Bein ... wie ein Rebhuhn[,] das nicht verenden kann. Schrecklich! ... Etwas weiter im Felde lag eine ganze Reihe Deutscher (Reg. aus Magdeburg) alle mit Kopfschüssen, todt. Ein Verwundeter dazwischen. Den hatte ein Streifschuss auf den Kopf gestellt, so erzählte er, & im selben Augenblick riss ihm ein Granatsplitter ein [a]rmweites Loch aus dem Hintertheil und ein anderer zerschlug ihm den Fuss. So war er schon 5 St [unden] gelegen. Als ich ihn fragte, ob er arge Schmerzen habe, sagte er: ‚es ist nicht so schlimm, aber einen rechten Schinkenleck könnte man kochen aus dem Stück, das sie mir herausgeschossen haben.‘ Dann musste er fast ohnmächtig vor Schmerzen den Kopf zur Erde legen. Gleich darauf aber richtete er sich wieder auf und fragte: Wie geht es vorwärts? [U]nd als ich sagte, dass der Feind zurückgeschlagen werde, war er wieder ganz lustig. Mordskerl.“²²

Alois Fürst Löwenstein ist ein guter Erzähler, der in der Regel genau, nüchtern, sachlich und humorvoll berichtet. Sein sanfter Spott machte auch vor Standesgenossen nicht halt. So berichtete er über ein Zusammentreffen mit dem Großherzog von Hessen-Darmstadt:

²² Kriegsbrief, 4.10.1914.

„Bald kam auch der Großherzog Erni heraus & freute sich sehr freundlich über mich. Er ist dem Stab zugeteilt, mehr als Schlachtenbummler denke ich, da seine hessischen Regimenter beim Korps sind. Er ist ganz braun gebrannt & schmutzig & so sehr zu seinem Vorteil verändert.“²³

Einen breiten Raum in den „Kriegsbriefen“ nimmt die Beschreibung von Treffen mit anderen Adeligen, insbesondere mit dem bayerischen Kronprinzen Rupprecht und dem deutschen Kaiser Wilhelm II., ein. Während das Verhältnis zum Kronprinzen herzlich gewesen zu sein scheint, war die Beziehung zum Kaiser ebenfalls gut, aber distanzierter. Über ein gemeinsames Abendessen heißt es:

„Vorgestern Abend habe ich beim Kronprinzen gegessen mit S.M. An einem Tisch sass der Kaiser, rechts von ihm Adolf Friedrich von Mecklenburg (Gouverneur von Togo), dann Ex. Marschall, ein Herr vom großen Generalstab, Sven Hedin, der Kronprinz, Plessen, unser Generalstabschef, Kriegsminister von Falkenhayn und ich (zur Linken des Kaisers.) An einem grösseren Tisch daneben sassen noch etwa 20 Herren. Der Kaiser war ungeheuer lebhaft, den Hauptteil der Konversation führte er mit Sven Hedin, der seit Wochen schon bei verschiedenen Teilen der Armee ist & für eine günstige Haltung seiner Landsleute arbeitet. Es war ein äußerst interessanter Abend. Ich habe mich natürlich in die übliche, auch durchaus angebrachte Bescheidenheit gehüllt, der Kaiser hat aber wiederholt & sehr freundlich mit mir gesprochen.“²⁴

Gegenüber Angehörigen des Bürgertums wahrte Alois Löwenstein vor allem dann Distanz, wenn er sie gesellschaftlich als aufdringlich empfand. So schrieb er seiner Frau:

„Erinnerst Du Dich aus Katholikenversammlungen oder aus Rom einer Frau[,] genannt Fine Müller, geb. von Ziegler ... Die Tochter ist oder war als Pflegerin hier. Wir [sind ihr] im Theater begegnet vor ein paar Tagen ... Die Müllers waren immer sehr intim mit allen Aristokraten[,] und die Tochter hat gleich Haugwitz als Vetter angesprochen, zu seinem größten Erstaunen.“²⁵

Dagegen suchte Fürst Löwenstein den Kontakt zu den einfachen Soldaten, insbesondere dann, wenn sie aus seiner Heimat stammten: Als er hörte, daß ein Heubacher verletzt im Lazarett in Cambrai liegen sollte, scheute er keine Mühen, diesen ausfindig zu machen und zu besuchen.²⁶

Die Schilderungen des Fürsten Alois Löwenstein lassen keine direkten Rückschlüsse darauf zu, daß sein Verhältnis zum preußischen Militär schlecht war. Es wird aber eine gewisse Vorsicht deutlich. Als er seiner Frau schrieb, daß er

²³ Kriegsbrief, 26.9.1914.

²⁴ Kriegsbrief, 3.11.1914.

²⁵ Kriegsbrief, 21.8.1918.

²⁶ Kriegsbrief, 14.10.1914.

natürlich spüre, „dass ich nur Leutnant bin, also der letzte im Rang“, fügte er sogleich hinzu: „Besonders die preußischen Herren[,] die hier waren, sind sehr höflich.“²⁷ Im übrigen wußte er über die Offiziere der preußischen Kavallerieregimenter zu berichten, diese trügen „als kleinen privatchic alle lange Bärte, sehen recht wüst & kriegerisch aus.“²⁸ Über einen preußischen General in württembergischen Diensten schrieb er:

*„Dann zum ... Württembergischen Komm[andierenden] Gen[eral] d[er] Inf[anterie] Fabeck, ein Preuss, und berüchtigt unangenehmer Vorgesetzter. Wie er in meiner Gegenwart mit einem General & einem Oberst[,] auch mit dem II. Herzog Albrechtbuben umgesprungen ist (der bei ihm Ordonnanzoffizier ist) spottet aller Beschreibung. Mit einem Hausknecht ist man nicht so grob & dabei war keine Veranlassung dazu.“*²⁹

Auch Karl Buchheim interpretiert eine Feststellung Löwensteins, die Bevölkerung in Metz freue sich sichtlich, wenn sie Österreicher sehe, mit den Worten: „Man sieht: Löwenstein, die Lothringer und Österreich, nicht ohne stille antipreußische Spitze.“³⁰

3. Kritik an der Arbeiterschaft und Unternehmergeist

Alois Fürst Löwenstein gehörte auch im Krieg zu einem privilegierten Stand, und diese Tatsache wird insbesondere an den Stellen deutlich, an denen er über die Landschaft, die Verpflegung und den Kriegsalltag berichtet. Landschaftsbeschreibungen und die Erwähnung von Schlössern des ortsansässigen Adels kommen immer wieder vor, und der Leser hat den Eindruck, daß der geschärfte Blick des Großgrundbesitzers auf diesen Dingen ruht: „Gleich an der belgischen Grenze kamen wir am Schloss Eremitage des Herzogs von Croy vorbei, ein recht grossartiges Etablissement.“³¹ Die Beschreibungen der schönen (landwirtschaftlich genutzten) Landschaft stehen in scharfem Kontrast zu den Schilderungen der Industriereviere:

*„Auf der franz. Seite hässliche Kohlenggend mit Arbeiterstädten, auf der belgischen reizendes, reiches Hügelland mit sauberen, wohlhabenden Städten & volles Friedensleben, die Felder gut bebaut, die Rübenerte in Gang.“*³²

²⁷ Kriegsbrief, 8.9.1914.

²⁸ Kriegsbrief, 26.9.1914.

²⁹ Kriegsbrief, 22.10.1914.

³⁰ Vgl. die Interpretation von Buchheim zum Kriegsbrief vom 16.9.1914 (StAWt-R, Lit. D, Nr. 761 II d).

³¹ Kriegsbrief, 17.10.1914.

³² Ebd.

Insgesamt fällt die negative Einstellung zur Industriearbeiterschaft auf. So rechtfertigte Löwenstein den Abtransport von „etwa 500 Maennern im dienstfähigen Alter“ (Zivilisten), die als Zwangsarbeiter nach Deutschland gebracht werden sollten, bei Lens mit dem Hinweis, in der „dortigen Kohlenarbeitergegend“ wohne ein „unruhiges Volk“. Da es sich um Industriearbeiter handle, sei dies „keine so harte Massregel“. Die Frauen, die dem Abtransport zusahen, hätten „nicht besonders traurig“ ausgesehen.³³ An der Arbeiterschaft kritisierte er die mangelnde Bereitschaft zum Kirchgang:

„Hier fällt mir auf, wie schwach die Kirchen besucht sind, auch heute am Sonntag. Was drin ist[,] geht fast alles zur hl. Kommunion, aber es sind wenige Menschen & die meist[en] aus den besseren Ständen. Dabei ist Namur nicht eine Industriestadt wie Charleroi [und] Mons, die die schlechteste Bevölkerung von Belgien haben sollen. Unsere Soldaten sind wieder zahlreich in die Kirche gegangen.“³⁴

Im Herbst 1915 – Fürst Löwenstein war inzwischen zeitweise als Dolmetscher bei Feldgerichtsprozessen in Frankreich tätig – schrieb er:

„Die junge Arbeiterbevölkerung hier zu Land ist ein böses Gesindel, religiös ganz verwaorlost. Bei den Gerichtsverhandlungen zeigen sie immer grosses Erstaunen, wenn sie – nach unserem Schema – nach ihrer Religion befragt werden, zucken mit den Schultern und wissen keine Auskunft zu geben. Daneben ist viel Frömmigkeit besonders bei allen besser Situierten, auch bei der Landbevölkerung.“³⁵

Die offensichtliche Abneigung gegen Industrieregionen, Arbeiter und die Folgen der Industrialisierung ging jedoch nicht mit einer allgemeinen Ablehnung des modernen Unternehmertums einher. Ganz im Gegenteil zeigte Fürst Löwenstein in dieser Frage eine Aufgeschlossenheit und ein kaufmännisches Interesse, die für einen katholischen Hochadeligen erstaunen mögen. Bereits bei Kriegsausbruch äußerte er sich wie folgt:

„Die wirtschaftlichen Verluste müssen jedenfalls enorm werden. Wenn es Deutschland gelingt, Frankreich und Russland zu schlagen und England (wohl unter Verlust der eigenen Flotte) schwer zu schädigen, so hat es damit seinen eigenen besten Kunden geschwächt. Es ist, als wenn ein Bierbrauer im Kampf mit einem Wirt diesen erschlagen würde. Dann hat er gesiegt; aber niemand ist mehr da, ihm sein Bier abzukaufen.“

³³ Kriegsbrief, 11.10.1914.

³⁴ Kriegsbrief, 20.9.1914.

³⁵ Kriegsbrief, 15.9.1915.

Fürst Löwenstein war selbst Brauereibesitzer, und er gestand ein, dies sei „nun eine recht prosaische Betrachtung“.³⁶

Am Liberalismus bemängelte Löwenstein nicht in erster Linie die wirtschaftspolitischen Ziele, sondern vor allem das Zurückdrängen der Religion:

„Siegen wir großstilig und erhalten wir Zolleinheit mit Österreich, Belgien, vielleicht Holland, gar Frankreich – an sich ein politisch kluger Gedanke und wirtschaftlich wohl ausführbar – so wird das Schutzzollsystem bedenklich durchbrochen. Damit fällt dann eine andere Waffe aus dem Rüstzeug der konservativen Parteien. Mit den sozialen und wirtschaftlichen Ideen des Liberalismus kommen aber die staatlichen und religiösen auch ans Oberwasser. Der religiöse Liberalismus, die Abkehr von Gott, die er notwendig bringt, ist dann das zersetzende Element im Volksleben, das an sich auch unter einer demokratischen Gestaltung glücklich sein könnte. Und die Stellung eines Volkes zu Gott ist, wie die des Einzelnen, das einzige, that matters. Das einzig wirklich grosse im Völkerleben.“³⁷

Seinen Tagesablauf beim Automobilkorps beschrieb Fürst Alois Löwenstein wie folgt:

„[Heilige] Messe manchmal erst um 9 Uhr, langsames Frühstück mit nachherigem Rauchen und Broschürenlesen. Dann Briefschreiben, ein Besuch im Geschäftszimmer, dort Lesen der offiziellen Nachrichten und Zeitungen bis zum Mittagessen. Dann ein Spaziergang, damit man nicht gar zu dick wird. Wieder Briefschreiben in langsamem Tempo bis fünf. Dann eine Partie Coon Can oder Quinze. Bis nahe zum Souper um acht. Herumsitzen mit Herren bis halb 10 Uhr. Dann manchmal ein Plausch bei den Brüdern Quadt oder Lesen in meinem Zimmer. Schlafengehen. In meinem ganzen Leben habe ich nicht so gefaulenzt. Nach dem Krieg wird es eine Weile dauern, bis ich wieder arbeiten lerne.“³⁸

Wenn sich die Möglichkeit bot, nutzte er die Zeit zu einem Ausritt. Seine Informationen zog Fürst Löwenstein auch aus ausländischen Zeitungen, so las er französische und englische Blätter (u.a. die „Times“), die er sich von einer Münchner Buchhandlung zuschicken ließ und nach der Lektüre dem Generalstab übergab. Im Januar 1915 abonnierte seine Frau für ihn zudem die österreichische „Reichspost“.³⁹

Nicht selten wurde Fürst Löwenstein beim bayrischen Kronprinzen Rupprecht zum Lunch oder Souper eingeladen. Nachmittags legte er sich gerne für

³⁶ Brief an Baron Schierstädt, 6.8.1914 (StAWt-R, Lit. D, Nr. 761 c 13).

³⁷ Kriegsbrief, 3.1.1915.

³⁸ Kriegsbrief, 14.12.1914.

³⁹ Vgl. die Kriegsbriefe, 28.12.1914, 9.1. und 12.9.1915.

ein bis zwei Stunden „zu einem [w]ohlthuenden Schlaf“ nieder.⁴⁰ Dieses allzu geruhsame Leben fand ein Ende, als Löwenstein Nachrichtenoffizier wurde. Im August 1918, als die Engländer eine Offensive starteten und Fürst Löwenstein gefangengenommene „Tankmänner“ verhören mußte, kam er nicht vor 12 oder 2 Uhr nachts ins Bett.⁴¹

Fürst Löwenstein war sich seiner in doppelter Hinsicht privilegierten Stellung (als Angehöriger des Hochadels und als Offizier, der nicht an der Front eingesetzt wurde) durchaus bewußt. Zumindest das zweite Privileg sah er jedoch nicht nur als Vorteil an. So schrieb er an seine Tochter Agnes:

„Manche Soldaten sind wie Blitzableiter, in die schlägts immer wieder ein. Dein verehrter Vater sitzt derweil weit vom Blitz. Da möchte man sich manchmal schämen. Aber ich kann nichts dafür, würde mich gern auch ins Gewitter stellen, wenn ich nur dürfte.“⁴²

Er lehnte für seine Person Auszeichnungen ab. Als er im November 1915 zum Rittmeister befördert wurde, schrieb er nicht ohne Anflug von Spott an seine Frau: „Ich will’s hoffen, dass Du stolz bist, Rittmeisterin geworden zu sein. Und die Kinder werden sich einen anderen Ton mir gegenüber angewöhnen müssen. Mit einem Königlich-Bayrischen Rittmeister verkehrt man nicht, wie mit einem Leutnant.“⁴³

Bereits im Oktober 1914 befürchtete er, unberechtigterweise das Eiserne Kreuz zu erhalten,⁴⁴ das ihm am 2. Januar 1915 tatsächlich verliehen wurde.⁴⁵

4. Respekt vor Frankreich und England

Dem militärischen Gegner brachte Fürst Löwenstein Respekt entgegen, soweit er den westlichen Nationen Frankreich und England angehörte. So berichtete er über die französischen Truppen:

„Die Franzosen schlagen sich im allgemeinen gut & sind vor allem gut geführt. Vor allem besitzen sie die Fähigkeit, mit grosser Schnelligkeit grosse Truppenmassen zu verschieben & so in überlegener Zahl bald hier bald dort an unseren schwächsten Punkten zu wirken.“

⁴⁰ Kriegsbrief, 18.9.1914.

⁴¹ Kriegsbrief, 29.8.1918.

⁴² Kriegsbrief, 27.10.1914.

⁴³ Kriegsbrief, 12.11.1915.

⁴⁴ Kriegsbrief, 14.10.1914.

⁴⁵ Vgl. Kriegsbrief, 2.1.1915. Vgl. auch StAWt-R, Lit. D 662/4. Der Bestand umfaßt elf „Orden Seiner Durchlaucht Weiland des Fürsten Alois zu Löwenstein“, u.a. auch das Eiserne Kreuz I. Klasse aus dem Ersten Weltkrieg.

Es herrsche „kein besonderer Hass gegen die Franzosen“. Kritisch beurteilte er dagegen die englische Politik:

„Ich glaube, dass England ... den Krieg herbeigeführt hat[,] um Deutschland zu vernichten ... Ich persönlich bedauere ungemein die verblendete Politik der Engländer, die ich als Rasse und Personen sehr schätze.“⁴⁶

Über die militärischen Leistungen der Engländer urteilte er:

„Sie schlagen sich brillant, scheinen aber weniger gut geführt & weniger militärisch durchgebildet wie die Franzosen. Das Söldnersystem reicht eben für den heutigen Krieg nicht mehr aus.“⁴⁷

An anderer Stelle hieß es:

„Die engl. Truppen sollen sich ausgezeichnet schlagen, was ich erwartet hatte. Aber die engl. Verwundeten sind bei den Pflegern nicht beliebt, da sie, zum Unterschied von den Franzosen, sehr grob & undankbar sein sollen.“⁴⁸

Abfällige Bemerkungen fielen dagegen über die Japaner, die als „gelbe Affe[n]“ bezeichnet wurden.⁴⁹ Hinsichtlich seiner Gefühle gegenüber Italien war Löwenstein im Zwiespalt. Einerseits wünschte er aus einem „Gerechtigkeitsdrang“ einen Krieg, um „diese grössten Schweine Europas gründlich zu verhauen“. Andererseits – und an dieser Stelle wird ein für ihn typischer pragmatischer Zug sichtbar – vertrat er die Meinung, es müsse „doch noch ein schönes Land in der Welt geben, in das man reisen kann, ohne erbitterte[n] Hasser[n] zu begegnen. Und grad Italien möchte ich mir nicht verderben.“⁵⁰ Als er sich Ende 1917 in Italien aufhielt, schrieb er: „Das (italienische) Volk ist nach unseren Begriffen falsch. D.h. es wird heute freundlich sein und morgen den Freund von gestern in den Rücken stechen. Eine sehr üble Anlage.“⁵¹ Vor einem Eingreifen der Amerikaner in den Krieg hatte er im Februar 1915 keine Angst, stellte aber nur zwei Monate später fest: „Eine gemeine Nation.“⁵²

Der Kriegsalltag bedeutete eine permanente Konfrontation mit dem Tod, die von Fürst Löwenstein jedoch nicht als negativ, sondern als nützliche, erzieherische Maßnahme eingestuft wurde:

„Der Tod selbst aber beunruhigt mich nicht, da ich eben weiss, dass er kommen muss. Ich glaube schon, dass [dieses] training ganz nützlich ist ... dass

⁴⁶ Kriegsbrief an Baron Schierstädt, 12.9.1914.

⁴⁷ Kriegsbrief, 22.10.1914.

⁴⁸ Kriegsbrief, 24.9.1914.

⁴⁹ Kriegsbrief, 12.9.1914.

⁵⁰ Kriegsbrief, 8.2.1915.

⁵¹ Kriegsbrief, 29.11.1917.

⁵² Kriegsbriefe, 10.2. und 15.4.1915. Ausschlaggebend für das schlechte Urteil über die Amerikaner war, daß diese den Engländern sehr viele Granaten voll Sägemehl geliefert hätten, die nicht explodiert seien.

man mit dem Tod vertraut wird, verlernt, ihn als etwas schleierhaftes zu betrachten, an das man ohne Ueberzeugungsgefühl glaubt. Weil sonst im Leben so ein ungeheures Geschrei erhoben wird, wenn ma[l] ein Mensch stirbt, obwohl das die natürlichste Sache der Welt ist“.⁵³

An anderer Stelle heißt es:

„Das Massensterben des Krieges hat den grossen Vorteil, dass man eine geringere Meinung von der Traurigkeit des Todes bekommt. Ihn klarer als einen notwendigen und ganz natürlichen Bestandteil des Menschenloses betrachtet, und – abgesehen von persönlichen Trennungsschmerzen – als einen erfreulichen Uebergang vom schlechteren in den wesentlich besseren Teil eines und desselben Lebens. Nicht als Abschluß des Lebens, sondern als Anfang seines eigentlichen und schönsten Teiles.“⁵⁴

Früh lassen sich bei Löwenstein kritische Äußerungen zu seiner Meinung nach übertriebenen Kriegszielen feststellen: Bereits im Oktober 1914 berichtete er, er trage sich mit dem Plan, einen Artikel für die „Kölnische Volkszeitung“ zu schreiben, in dem er sich „gegen die unvernünftigen Forderungen unserer Landsleute“ wenden wolle, „die die halbe Welt annectieren wollen, & auch gegen den Unsinn, als sei es Deutschlands Interesse, die anderen Nationen, unsere Käufer also, wirtschaftlich zu ruinieren“.⁵⁵ Der Artikel trug den Titel „Deutschland & die Anderen nach dem Krieg. Von einem Parlamentarier der jetzt im Felde steht“ und sollte im November 1914 erscheinen.⁵⁶ Die „Kölnische Volkszeitung“ lehnte es jedoch ab, den Artikel zu drucken.⁵⁷ Noch während seiner Zeit beim Automobilkorps berichtete er seiner Frau über eine Diskussion mit einem anderen Offizier über mögliche Friedensbedingungen. Während dieser „die Notwendigkeit grossen Landerwerbs: Belgien mit dem Liller Industriegebiet“ in den Vordergrund gestellt habe, um die „Suprematie“ Englands zu brechen, habe er, Löwenstein, die Meinung vertreten, er würde eine solche Politik für den „grössten Fehler“ halten. Deutschland gelange auf diesem Weg in eine „unnatürliche, darum für die Welt unerträgliche Lage“. In diesem Fall werde Deutschland ein „Napoleonisches Reich, das ebenso schnell verschwinden müsste, wie das des grossen Napoleon“. Löwenstein berichtet in seinem Brief weiter:

„Entweder würde es England gelingen, die Fessel zu sprengen, oder das kleine Inselreich müsste zu Grunde gehen. Dann sind wir zu stark für den Weltfrieden. Und müssen verschwinden. Wir dürfen nie aus dem Aug lassen, was für uns der Zweck des Krieges ist – die Existenz Deutschlands und sein Recht auf

⁵³ Kriegsbrief, 24.1.1916.

⁵⁴ Kriegsbrief, 14.4.1915.

⁵⁵ Kriegsbrief, 18.10.1914.

⁵⁶ Kriegsbrief, 29.[richtig wahrscheinlich: 19.] 10.1914.

⁵⁷ Friese, 373.

*Entfaltung gegen die Missgunst der Anderen [zu] verteidigen. Also den Angriff zurückschlagen und für absehbare Zeit seine Wiederholung unmöglich machen. Wollen wir mehr, so machen wir nachträglich unseren Krieg zu einem ungerechten.*⁵⁸

Die Angriffe deutscher U-Boote auf holländische Schiffe und die „Eselei“ eines deutschen Piloten, der holländisches Territorium bombardiert hatte, kritisierte Löwenstein scharf:

*„Wir haben es wirklich nicht nötig, die Holländer zur Aufgabe ihrer Neutralität zu zwingen. Ihre Armee ist vielleicht nicht sehr formidabel. Immerhin würde sie wesentliche deutsche Truppenmassen binden. Und hätte England die leichte Möglichkeit, auf holländischem Gebiet Truppen zu landen. Dafür danke ich höflichst.“*⁵⁹

Auch über die Kriegsdauer stellte sich bei Löwenstein relativ früh Ernüchterung ein:

*„Wir werden bald vier Wochen hier gewesen sein, merkwürdig. Und glaubten[,] für vier Tage zu kommen[.] Wird der Krieg vier Jahre dauern, weil wir ihn auf vier Monate berechnet hatten?“*⁶⁰

Nach der Darstellung von Alfred Friese stand Löwenstein politischen Veränderungen, insbesondere einer Demokratisierung des Deutschen Reiches ablehnend gegenüber. Als Wilson „die Absetzung der Hohenzollern und die Einführung der Demokratie nach amerikanischem Muster verlangte“, sei Fürst Löwenstein „im Innersten empört“ gewesen. Er sei „Monarchist aus dem Erbe des Blutes und aus tiefster Überzeugung“ und „kein Freund des Parlamentarismus“ gewesen.⁶¹ Die „Kriegsbriefe“ lassen diese Einstellungen nicht ganz so deutlich erkennen, wie Friese sie zeichnet. Im August 1917 bezeichnete Fürst Löwenstein es als Kriegsziel der Westmächte, „der Demokratie zum Sieg helfen“, kommentierte diese Feststellung jedoch in keiner Weise.⁶² Nachdem der Reichskanzler und preußische Ministerpräsident Graf Hertling am 4. September 1918 im Ausschuß des preußischen Herrenhauses an die Mitglieder appelliert hatte, sie sollten dazu beitragen, daß der König sein im Julierlaß gegebenes Versprechen der Wahlrechtsgleichheit einlösen könne und wörtlich gesagt hatte, es gehe dabei „um den Schutz und die Erhaltung von Krone und Dynastie“,⁶³ schrieb Fürst Löwenstein an seine Frau, er habe diese Rede „recht unglücklich gefunden“. Seine Kritik

⁵⁸ Kriegsbrief, 13.1.1915.

⁵⁹ Kriegsbrief, 7.4.1915.

⁶⁰ Kriegsbrief, 7.11.1914.

⁶¹ Friese, 374 f.

⁶² Kriegsbrief, 7.8.1917.

⁶³ Zit. nach: Ernst Rudolf Huber: Deutsche Verfassungsgeschichte seit 1789, Bd. 5: Weltkrieg, Revolution und Reichserneuerung 1914-1919, Stuttgart u.a. 1992, 493.

bezog sich jedoch nicht in erster Linie auf die Frage der Wahlrechtsgleichheit, sondern vor allem auf die Wirkung dieser Rede:

„Dass die endg[ü]ltige Ablehnung der Wahlrechtsvorlage durch das Herrenhaus bei der jetzigen Stimmung sehr ernste Folgen haben kann, bestreite ich durchaus nicht und halte ihre Annahme für eine politische Notwendigkeit trotz aller Bedenken dagegen. Ich meine aber, dass der preussische Ministerpräsident niemals in der Öffentlichkeit zugeben durfte, dass der preussische Königsthron so locker stehe, dass eine solche Frage ihn erschüttern könnte. Ich glaube das nicht einmal. Glaubte Hertling es, dann musste er es den Herren im engsten Kreis sagen nicht vor offenen Fenstern, aus denen es zu Denen dringt [,] die den Thron erschüttern möchten.“⁶⁴

Laut Friese kritisierte Löwenstein seit Ende 1915 vor allem die „politische Kurzsichtigkeit“ Hertlings, für die er dessen hohes Alter verantwortlich machte. Es ist jedoch festzuhalten, daß sich in den Kriegsbriefen auch positive Urteile über Hertling finden.⁶⁵ Ende August und Anfang September 1918 glaubte Löwenstein, Staatssekretär Wilhelm Solf, den er für einen „gescheite[n] und gewandte[n]“ sowie „anständige[n]“ Mann hielt, werde der nächste Reichskanzler.⁶⁶ Solf galt als Kandidat der „gebildeten bürgerlichen Mittelschicht“, da er den Nationalliberalen nahestand.⁶⁷

Zur Frage der Monarchie wird Löwensteins Einstellung am besten deutlich in einem Brief, den er sieben Jahre nach dem Ende des Ersten Weltkriegs an den Kandidaten des Zentrums bei der Wahl zum Reichspräsidenten, Wilhelm Marx, schrieb:

„Ich will keine gewaltsame Rückkehr zur Monarchie, halte es für geboten, dass die Frage nach der Staatsform bis auf weiteres zurückgestellt werde und stehe in diesem Sinne auf dem Boden der heutigen Verfassung. Aber ich hoffe, dass das deutsche Volk eines Tages die Monarchie wiederherstellen wird, die es in einer Stunde der Kopflosigkeit zerschlagen hat, ich will daher den monarchischen Gedanken und das Gefühl der Treue gegen König und Kaiser im deutschen Volke nicht aussterben lassen.“⁶⁸

Fürst Löwenstein hatte vorgehabt, sich bei dieser Wahl zwischen Marx und Hindenburg zu enthalten, hatte dann seine Stimme aber doch Marx gegeben, da dieser „von den Rechtsblättern in so scheusslicher und verlogener Weise“ angegriffen worden sei. Da habe er sich „aus persönlicher Treue“ zu ihm bekennen müssen.⁶⁹

⁶⁴ Kriegsbrief, 11.9.1918.

⁶⁵ Vgl. den Kriegsbrief, 6.12.1917.

⁶⁶ Kriegsbriefe, 29.8. und 13.9.1918.

⁶⁷ Huber, 538.

⁶⁸ Brief an Marx, 27.4.1925 (StAWt-R, Lit. D, Nr. 762).

⁶⁹ Brief an seine Söhne, 7.5.1925 (StAWt-R, Lit. D, Nr. 762).

Der Erste Weltkrieg bedeutete nicht nur das Ende der Monarchie und die Einführung des parlamentarischen Regierungssystems in Deutschland, sondern auch einen grundsätzlichen Wandel in der Kriegsführung. Fürst Löwenstein schrieb dazu Baron Schierstädt:

„Auch wären Sie wohl enttäuscht über die Arbeit, die der [m]odern[e] Krieg bringt. Die Offiziere bei der Truppe sind mittendrin[,] aber bei den Stäben, besonders bei den grossen wie dem eines Arméeobercommandos sehen sie vom Krieg verflücht wenig. Die sitzen viele km von der Front den ganzen Tag am Schreibtisch, am Telefon und Telegraph. Die Pferde der Ordonnanzoffiziere werden dick & fett. Wenns gut geht[,] kann man in der Früh einen Spazierritt machen, aber dienstlich kommt man auf kein Pferd. Wenn Befehle oder Meldungen mündlich überbracht werden müssen, tritt das Auto in den Dienst, das in diesem Krieg eine wichtige Rolle spielt.“⁷⁰

Die Kavallerie werde überwiegend als „berittene Infanterie“ verwendet, da

„abgesehen von Patrouillenritten die eigentlich kavalleristischen Aufgaben den modernen Feldbefestigungen gegenüber unausführbar geworden zu sein scheinen. Wenigstens den Franzosen gegenüber, die die Kunst des sich eingrabens & der Vorbereitung flankierender Stellungen vorzüglich verstehen. ... Damit werden die Verluste bei der Kavallerie, also auch in unseren Bekanntenkreisen[,] sehr zunehmen. Denn die Infanterie ist jetzt weitaus die gefährlichste, von Verlusten meist betroffene Waffe. Vielmehr als auch die Artillerie. Da diese ausschließlich über Höhen hinüber, durch diese gedeckt, schießt (Aufprotzen auf einem Hügel oben kommt gar nicht mehr vor), so ist sie von der gegnerischen Artillerie kaum zu fassen. Es ist selten, dass eine Batterie die andere richtig niederkämpft. Dagegen wird die Infanterie vor die Artillerie, also vielfach in der Abdachung der Anhöhen vorgeschoben, sie ist daher vor allem dem feindlichen Artilleriefeuer ausgesetzt, das auch in den Schützengräben verheerend wirkt. Ich meine, nach dem Krieg wird der Adel die althergebrachte Bevorzugung der Kavallerie, die Scheu, in Infanterieregimentern einzutreten, ablegen müssen. Denn wo die größte Gefahr ist, gehört der Adel hin. Dann auch in die Artillerie & die Pioniertruppen, die eine immer steigende Bedeutung gewinnen.“⁷¹

⁷⁰ Kriegsbrief, 12.9.1914.

⁷¹ Kriegsbrief an Baron Schierstädt, 23.10.1914.

5. Resümee und Ausblick

Versucht man abschließend einige wichtige Eindrücke aus den Kriegsbriefen des Fürsten Alois Löwenstein zusammenzufassen, kann man folgendes festhalten:

- 1.) Obwohl Fürst Löwenstein aufgrund seiner Familientradition und Biographie dem modernen Kriegswesen fernstand, wurde auch er von der Kriegsstimmung im August 1914 erfaßt, so daß er sich freiwillig meldete. Sehr früh läßt sich bei ihm jedoch eine Ablehnung der als übertrieben bewerteten Annexionsforderungen feststellen.
- 2.) Insgesamt herrschte bei Fürst Löwenstein in politischen und wirtschaftlichen Fragen eine pragmatische Einstellung vor. Löwensteins Haltung hinsichtlich dieser Probleme zeichnete sich durch eine Offenheit aus, die in der Forschung eher dem englischen Adel nachgesagt wird. Begrenzt wurde diese Offenheit durch seine entschiedene Haltung in religiös-kirchlichen Fragen.
- 3.) Obwohl Fürst Löwenstein von den Greueln des Krieges abgestoßen wurde, entwickelte er keine grundsätzliche Gegnerschaft zum Massensterben im Krieg. Dafür verantwortlich war seine tiefreligiöse Haltung, die im Leben auf der Erde nur eine „Zulaufphase“ für das eigentliche Leben nach dem Tod sah. In dieser Sicht der Dinge machte der Krieg dem Menschen letztlich wieder bewußt, daß er nicht Herr über Leben und Tod ist.
- 4.) Gegenüber den deutschen Monarchen und vor allem gegenüber dem Haus Wittelsbach herrschte bei Löwenstein ein Gefühl absoluter Treue vor. Im Grunde konnte er sich wohl bis zuletzt nicht vorstellen, daß der bayrische Thron fallen würde. Als er im August 1918 von der Verlobung des Kronprinzen Rupprecht mit Antonia Prinzessin von Luxemburg erfuhr, kommentierte er dies mit den Worten: „Es freut mich wirklich sehr, wir kriegen da eine best erzogene, liebe und – wie ich glaube – sehr gescheidte zukünftige Königin.“⁷²
- 5.) Dieses Treueverhältnis, das von vielen Adeligen betont wurde, sollte jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, daß die Bindung des Adels an den Nationalstaat größer war als die an Personen und Familien. Über den König von Rumänien urteilte Löwenstein: „Der König von Rumänien hat eine niedrige und vertragswidrige, auch verlogene Politik getrieben oder zugelassen und genießt dafür meine volle Verachtung. Dass er aber als Hohenzoller eine besondere Pflicht Deutschland gegenüber gehabt hätte, kann ich nicht zugeben. Ein Herrscher gehört seinem Land, nicht aber der im Ausland wurzelnden Familie, der er entstammt. Er muss – in Ehren – das tun, was seinem Land nützlich ist, ohne alle Rücksicht auf verwandtschaftliche Gefühle. Das wird ihm oft schwer werden, aber ich meine, man darf es ihm nicht übel

⁷² Kriegsbrief, 26.8.1918.

nehmen, wenn er so handelt.“⁷³ Auch beim Haus Leiningen, das mit dem englischen Königshaus verwandt war – die Mutter Königin Victorias war in erster Ehe mit einem Fürsten Leiningen verheiratet – und in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts mit Ernst zu Leiningen einen englischen Admiral stellte, gibt es keine Hinweise darauf, daß aufgrund dieser Bindung eine distanzierte Haltung zum Krieg auftrat. Im Gegenteil: Emich Fürst zu Leiningen machte den Ersten Weltkrieg in exponierter Stellung mit, nämlich als Ordonnanzoffizier des 1. preußischen Garderegiments unter dem Kommando des Prinzen Eitel Friedrich von Preußen.⁷⁴

- 6.) Fürst Löwenstein erkannte, daß der Adel durch die moderne Kriegsführung entwertet wurde, daß er einem grundsätzlichen Funktionswandel unterworfen war. Er forderte, der Adel müsse sich diesem Wandel anpassen, sah aber nicht, daß die deutsche Gesellschaft den Adel nach dem Ende dieses Krieges als überflüssig ansehen würde.
- 7.) Was Löwensteins „Kriegsbriefe“ für die Nachwelt letztlich spannend und lesenswert macht, ist seine Fähigkeit, Probleme, die auch in der Gegenwart als zentral angesehen werden, zu benennen. Er hatte ganz offensichtlich trotz seiner privilegierten Stellung den Blick für die Realität nicht verloren. Seine Urteile waren abgewogen, seine Kriegsforderungen nicht übertrieben nationalistisch, sondern eher zurückhaltend. In diesem Zusammenhang kann man sich die Frage stellen, inwieweit diese Haltung innerhalb seiner sozialen Gruppe, dem deutschen Hochadel, verbreitet war. War Löwenstein ein Einzelfall, gab es mehrere wie ihn, oder war er gar ein typischer Vertreter seiner Gruppe? Man wird diese Frage derzeit nur ansatzweise beantworten können. Werfen wir abschließend einen vergleichenden Blick auf den Fürsten Wilhelm von Hohenzollern,⁷⁵ von dem eine Reihe von Tagebucheintragungen aus der Zeit des Ersten Weltkriegs überliefert sind,⁷⁶ die für diese Darstellung

⁷³ Kriegsbrief, 12.9.1916.

⁷⁴ Er verfaßte ein Kriegstagebuch, das er auszugsweise anonym veröffentlichen ließ: Auszug aus dem Kriegs-Tagebuch eines Ordonnanz-Offiziers, o.O. o.J. Das Tagebuch umfaßt nur die Zeit vom 3. August 1914 bis zum 4. November 1914 und ist für die mentalitätsgeschichtliche Forschung relativ unergiebig.

⁷⁵ Geb. am 7.3.1864 in Benrath, gest. am 22.10.1927 in Sigmaringen. Eine Biographie des Fürsten Wilhelm liegt nicht vor. Einige kurze biographische Angaben enthält die Hohenzollerische Volkszeitung vom 24.10.1927. Die (gedruckte) Leichenpredigt enthält keine Anmerkungen über sein Leben (Trauerrede an der Bahre S.K.H. des Fürsten Wilhelm von Hohenzollern, gehalten von P. Adalbert von Neipperg O.S.B. Mönch der Erzabtei Beuron). Für die Zeit der Weimarer Republik vgl. Fritz Kallenberg: Die Staatsautorität der Republik. Der preußische Regierungspräsident, der Fürst von Hohenzollern und die Stadt Sigmaringen 1919-1933, in: R. Melville / C. Scharf / M. Vogt / U. Wengenroth (Hg.): Deutschland und Europa in der Neuzeit. Festschrift für Karl Otmar Freiherr von Aretin zum 65. Geburtstag, 2. Halbband, Stuttgart 1988, 751-779.

⁷⁶ Vgl. Staatsarchiv Sigmaringen, Depositum 39 Fürstlich Hohenzollersches Haus- und Domänenarchiv, Bestand HS, Bd. 10, Nr. 7 (Kriegstagebuch 1914/15), Nr. 8 (Bericht an Major von Schlaeger Juni 1916), Nr. 13 (Bericht über eine Reise an die rumänische Front 1916), Nr. 14 (Tagebuchnotizen über eine Reise nach Litauen und Polen 1916), Nr. 16 (Bericht über eine Reise an die Front nach Verdun Februar 1917). Auch die gesamte Korrespondenz des Fürsten ist erhalten (Bd. 9).

jedoch nur zum Teil durchgesehen werden konnten: Fürst Hohenzollern hatte bis zum Tod seines Vaters im Jahr 1905 im zweiten preußischen Garderegiment zu Fuß gedient, war als Generalleutnant und Brigadekommandeur verabschiedet worden und wurde später General der Infanterie à la suite des 2. Garderegiments. Er wird als „eifriger und begeisterter Soldat“ geschildert,⁷⁷ hat aber, soweit dies den Akten zu entnehmen ist, am Ersten Weltkrieg nicht mehr aktiv teilgenommen. Sein jüngerer Bruder, König Ferdinand von Rumänien, trat 1916 der Entente bei, und dieser „Abfall Rumäniens“ soll Wilhelm „hart getroffen“ haben.⁷⁸ Von politikgeschichtlichem Interesse ist die Klärung der Frage, ob es von Seiten Preußens im Oktober 1916 Überlegungen gab, Wilhelm zum König von Polen zu machen.⁷⁹ Es wäre zweifellos ein kluger Schachzug Preußens gewesen, einen Verwandten aus der schwäbischen (katholischen) Linie des Hauses Hohenzollern auf dem polnischen Thron zu plazieren. Fürst Löwenstein, der vom bayerischen König als möglicher polnischer König ins Spiel gebracht wurde, hätte dieses Amt, wäre es ihm angeboten worden, nicht angenommen.⁸⁰ Mentalitätsgeschichtlich ist folgendes wichtig: Als Fürst Hohenzollern im Februar 1917 zum XIV. Armeekorps an die Front von Verdun fuhr, notierte er in erster Linie, mit welchen berühmten Generälen er Konversation führte, an welche Offiziere er Orden verlieh, wie er an die Mannschaft Ansprachen hielt, in denen er mahnte, „die Pflicht auch in der kommenden ernsten und schweren Zeit zu thun“, und daß er in den Fällen, in denen Offiziere bereits früher seinen Orden erhalten hatten, Bilder von seiner Person verschenkte.⁸¹ Diese Schilderungen wirken seltsam blaß und farblos. Beinahe ist man geneigt, in Anlehnung an die oft genannte Sprachlosigkeit der Unterschichten in diesem Fall von der „Sprachlosigkeit“ eines Vertreters der Oberschicht zu sprechen, der von seinen traditionellen höfischen Konventionen gefangengehalten wurde. Uns heute sind die Briefe Löwensteins sympathischer, typischer für die Zeit sind aber vielleicht doch die Aufzeichnungen des Hohenzollern-Fürsten.

⁷⁷ Hohenzollerische Volkszeitung, 24.10.1927.

⁷⁸ Hohenzollerische Volkszeitung, 3.11.1927 (Nachdruck eines Nachrufes aus der Kölnischen Zeitung).

⁷⁹ Vgl. Staatsarchiv Sigmaringen, Depositum 39 Fürstlich Hohenzollersches Haus- und Domänenarchiv, Bestand HS, Bd. 10, Nr. 14 mit einer Proklamation des österreichischen und des deutschen Kaisers Polen zu einem „selbständigen Staat mit erblicher Monarchie und konstitutioneller Verfassung“ zu machen.

⁸⁰ Friese, 374.

⁸¹ Staatsarchiv Sigmaringen, Depositum 39 Fürstlich Hohenzollersches Haus- und Domänenarchiv, Bestand HS, Bd. 10, Nr. 16.